zu Wilden werden, wenn sie zu lange im barra, im pori, im Wald, Steppe und Busch und auf weltabgelegenen Pflanzungen hausen. Und dann fand sie weiter, daß ein Jahr Aufenthalt im Hinterland eine zu lange Zeit ist für eine weiße junge Frau.

Aber es war doch eigentlich nichts weiter geschehen! Sie hatte ihn angeschrien. Kommt denn das nie vor, daß ein Mann einmal von einer Frau angeschrien wird? Das war doch wieder gutzumachen! Und während sie das dachte, ging unten, dicht an der Veranda, der Knabe Bill vorbei. Vielleicht ging er rein zufällig vorbei. Sie erschrak. Bill kam auf die Veranda. Er kam mit gesenktem Kopf und mit bittenden Augen.

Sind sie mir noch böse, kleiner Bill? wollte sie fragen. Und da sagte Bill schon: „Sind Sie mir noch böse?" Sie antwortete nicht. Sie lächelte. Sie zog Bill in den Stuhl, der neben ihrem stand. Sie saßen lange auf der Veranda. Bill brachte sie in seinem Wagen zum Hafen, als es Zeit für sie war, an Bord zu gehen.

„Ich komme vielleicht wieder, kleiner Bill!" sagte sie, und ihre Augen waren feucht. Und sie wußte genau, daß sie nicht wiederkommen würde.

Bill lachte, obwohl er traurig war. „Ich werde warten!" sagte er. Und dann knatterte das Motorboot mit ihr davon, zum Dampfer hin.

Worauf will er warten? Worauf will er nun warten? dachte sie, während sie vom Schiff aus die weiße Gestalt des Knaben Bill vor dem dunklen Grün der Palmen suchte und fand. Sie winkte hinüber. Aber sie konnte nicht erkennen, ob er ihr Winken sah und ob er zurückwinkte.

Pitt Grays Methode

Skizze von Harry-Heinz Jakobsen

Das Bankhaus Gray und Son lag in einer schmutzigen Straße im Osten Londons; es war ein kleines, unscheinbares Geschäft mit einem regenverwaschenen Schild über der Tür; diese Tür selber von einer unbestimmt grauen Farbe, und sie sah, wenn sie aufging, ein tonloses Klingelzeichen von sich.

Zu Gray und Son kam selten ein Kunde. Dafür brachte ein Bote jeden Morgen einen riesigen Stapel Post ins Kontor, die Pitt Gray zu bearbeiten hatte. Denn Gray und Son lebten nur fort in Pitt Gray: der alte Gray war länger als zwanzig Jahre tot. Und doch hatte sich an dem Gang der Dinge nichts geändert. Pitt Gray ließ einen neuen Stahltresor einbauen, sonst war die Einrichtung die gleiche wie vor zwanzig Jahren. Die Kunden mußten auf einem alten, steifen Sofa Platz nehmen, wenn sie wirklich einmal zu erscheinen hatten, um eine eilige Unterschrift zu leisten.

Gray und Son, wie sich die Firma noch immer auf ihren Schriftstücken nannte, legten keinen Wert auf einen Besuch. Ihr Handel war auch nicht derart, daß sie Besuche zu empfangen brauchten. Ihre Kunden waren in ganz London verteilt und meist Leute mit kleinem und mittlerem Vermögen, die ihr Geld gern in guten Papieren anlegen wollten. Dafür waren Gray und Son die richtige Stelle. Peinlich genau wurde jeder Auftrag ausgeführt, nie erlitten die Kunden bedeutende Verluste.

Nur Mr. Hopkins aus Westend büßte bei Gray und Son einige tausend Pfund ein. Er selbst nahm es nicht weiter schwer, aber Gray und Son stützten gedankenvoll den Kopf.

Gray hatte Hopkins beschworen, auf keinen Fall Sheffielder Stahlaktien zu verkaufen: er hatte noch am fraglichen Morgen den Boten in Hopkins Wohnung geschickt. Hopkins verkaufte trotzdem.

Gray starrte den vergilbten Wandkalender an und dachte über diese außerordentliche Sache nach. Noch nie war eine solche Geschichte bei Gray und Son geschehen. Hopkins mußte in ungeheuren Schwierigkeiten stecken. Gray spürte den Wunsch, diesen merkwürdigen Mann kennen zu lernen und ihm auf den Zahn zu fühlen. Wenn es sich tatsächlich erweisen sollte, daß Hopkins vor dem Untergang stand, so sollte sein Name schleunigst aus der Kundenliste gestrichen werden.

Grays Methode war so alt wie er selbst. Er nahm eine Pfundnote, legte sie zwischen die zweite und dritte Seite der Morgenzeitung und trug sie zu dem Tisch, an dem die Kunden zu sitzen pflegten.

Danach bat er Hopkins in dringender Angelegenheit zu sich. Um vier Uhr erschien ein Herr in mittleren Jahren bei Gray und Son.

„Mr. Hopkins, nicht wahr? Bitte, nehmen Sie Platz!"

Hopkins rauchte eine lange dünne Zigarre und stieß den Rauch in kleinen Wolken von sich.

„Ja, Mr. Hopkins", rieb Pitt Gray seine Hände ineinander. „Ich wollte ihnen eine Anzahl sicherer Papiere nennen, da Sie durch die Sheffielder Aktien so große Einbußen hatten."

Mr. Hopkins schwieg.

„Ich möchte Ihnen die Aktien aufschreiben, Mr. Hopkins", fuhr Gray fort. „Vielleicht sehen Sie solange in die Zeitung!"

Gray senkte seinen Kopf und kritzelte etwas auf ein Blatt Papier. Aber seine Feder malte nur verschnörkelte Kreise und Schlangenlinien. Er hörte das Rascheln der Zeitung in Hopkins Händen.

Gray rechnete genau: Hopkins hatte erst einmal umgeschlagen, er sah sich die Bilder vom Rennen in Epsom an, war sicher ein eifriger Rennbahnbesucher. Es dauerte eine Ewigkeit, ehe er mit der Seite fertig war.

Jetzt! dachte Gray, und er verstärkte seine Anstrengungen, geschäftig zu erscheinen. Sein Kopf sank noch tiefer herab: Hopkins würde nun in aller Ruhe die Pfundnote an sich nehmen. Er ließ sich unendlich viel Zeit. Man merkte, wie seine Finger leise zitterten.

Zweifelsohne hatte Hopkins das Geld an sich genommen, das herrenlos in einer Zeitung lag.

Gray hob plötzlich seinen Kopf in die Höhe und blickte zu Hopkins. Der faltete die Zeitung zusammen und richtete seine Augen auf Gray. Er war ein Dieb oder vielleicht noch etwas Schlimmeres, dachte Gray, man würde Hopkins morgen seine Sachen zustellen.

Gray zog einen Zettel aus einer Mappe hervor: „Vielleicht sehen Sie zu Hause diese Liste einmal durch!"

Hopkins nahm den Zettel schweigend in Empfang und wandte sich zur Tür. Gray sah ihm betroffen nach.

Hopkins ergriff den Drücker und sagte gegen die Tür an: „Uebrigens, Mr. Gray, liegt eine Pfundnote in Ihrer Morgenzeitung."

Damit war Hopkins verschwunden.

Pitt Gray feuchtete nachdenklich seine Lippen an. Hopkins blieb ein großes Rätsel, das unlöslich schien.

Gray löschte schließlich das Licht, da die Uhr auf fünf ging, steckte den Schein aus der Zeitung wieder in die Tasche und schloß die Tür. Er fuhr mit dem Omnibus in die City, stieg in der Nähe des Großen Theaters aus und beschloß, sich eine Karte zu der Abendvorstellung zu besorgen.

Der Mann an der Kasse begrüßte ihn höflich: „Oh, Mr. Gray, Sie waren seit vierzehn Tagen nicht mehr bei uns. Hatten Sie nicht immer Parkett dritte Reihe?"

Gray nickte und schob einen Geldschein durch das Kassenfenster, dann wartete er, bis der Mann gewechselt hatte. Er sah sich die Bilder der Hauptdarsteller an. Plötzlich klopfte der Mann an die Scheibe seines Kassenhäuschens.

„Ach, Mr. Gray, es tut mir leid, aber der Schein ist nicht echt!"

Gray nahm erschrocken seinen Hut ab.

„Lassen Sie sehen!" sagte er etwas erregt und setzte sich die Brille auf. Er trat ans Licht und kniff die Augen zusammen. Es war der Schein aus der Zeitung. Es handelte sich um eine Fälschung: der Mann hatte recht. Gray pfiff leise durch die Zähne: das Rätsel Hopkins war gelöst.

Am gleichen Abend erhielt Hopkins in Westend den Besuch zweier Herren, die eine Marke unter dem Rockaufschlag und einen Haftbefehl in der Tasche trugen.

„Unsere Methoden sind alt wie unsere Großmutter", sagte Pitt Gray beim Tee zu seiner Gattin, „aber sicher wie der Turm von Westminster."

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 87 | 9. November 1938 | 12. Jahrgang

„Hotel zu den Domspatzen"

Korrespondenz-Verlag Fritz Mardicke, Leipzig C 1
39)

Roman von Wolfgang Marken

Aber am Nachmittag, als der Geheimrat wieder bei ihm war, da sagte er plötzlich leidenschaftlich: „Ich will nicht... ich will nicht... daß einer weiß... als du... daß ich wiedergekommen bin! Sie... hat ja nie gespürt, daß ich bei ihr war... nie... nie! Alles ist vergessen und fremd geworden! Was war Annas Liebe!"

„Du darfst sie nicht schmähen! Sie hat dich geliebt und hat um dich getraurt, zehn Jahre lang. Welche Frau würde das tun!" fiel ihm der Geheimrat scharf ins Wort.

„Warum spürt sie nicht, daß ich da bin?" flüsterte der Kranke. „Warum verabscheut sie mich? Weil sie ihn liebt... den Domkantor!"

Der Geheimrat sprach wieder auf ihn ein, aber da erlosch das Licht in seinen Augen, und Dunkelheit sank wieder über seinen Geist.

Stundenlang wartete der Geheimrat an seinem Lager, er betete fast, daß sein Geist noch einmal licht werde.

Er dachte an das Serum! Er wollte ihn danach fragen! Hatte der Sohn das großartige Mittel gegen die Anämie gefunden oder nicht?

Aber erst gegen Abend kam die Stunde.

Und in dieser Stunde fragte ihn der Geheimrat nach dem Serum. Zunächst schien ihn Richard nicht zu verstehen!

Erst eine halbe Stunde darauf sagte er plötzlich: „Das... Serum... gegen... die... Anämie! Ja... ja... ich... weiß!"

„Willst du mir nicht alles sagen! Denk jetzt daran, daß du auch Arzt warst!"

Da wandte sich ihm der Kranke mit flackerndem Blick zu. „Ich... werde... sterben! Ich weiß es! Soll ich... den anderen helfen!... Vielleicht... sage ich's noch, wenn es mir... noch einfällt!"

Und ein hohnvolles Lachen schloß die Worte.

* * *

Ein neuer Sonntag kam.

Am Morgen fragte Dr. Eck den Geheimrat: „Haben Sie schon mit Richard wegen des Serums gesprochen?"

„Ja, aber er hat mich nur boshaft angesehen und gelacht, wie er es immer tut und hat gesagt: vielleicht sage ich es, was ich gefunden habe."

„Gestatten Sie ein Wort, Herr Geheimrat! Sie dürfen es mir aber nicht übelnehmen! Haben Sie nicht selber das Gefühl, daß der Kranke mit uns Komödie spielt?"

„Komödie?"

„Ja, Richard ist krank, sein Geist ist verwirrt und arbeitet nur teilweise, aber ich glaube nicht, daß er so krank ist wie wir glauben. Es ist eine Spaltung seines Ichs eingetreten. Was früher im Hintergrund lauerte, was durch das Gute in ihm zurückgedrängt wurde, die Bosheit, ist übermächtig geworden, und ich habe das Gefühl, daß ein höllischer Haß in ihm lebt. Er hat Frau Anna erkannt! Er weiß, oder er ahnt wenigstens, daß sie sich zum Domkantor gefunden hat, und ich fürchte, daß er nur aus dem Haß, aus der Bosheit heraus sich nicht zu erkennen gibt."

„Ich vermag das nicht zu glauben, Doktor Eck."

„Denken Sie an Ihre Praxis, an die Erfahrung der vielen Jahre, Herr Geheimrat. Sie haben ähnliche Fälle genug erlebt."

„Ja, ja", gibt der Geheimrat gepreßt zu, aber zugleich wehrt er sich. „Aber Richard, Richard, kann doch nicht so sein."

„Er ist ein kranker Mensch, Herr Geheimrat, und man kann nicht mit ihm rechten. Nur bitte ich Sie, dringen Sie in ihn, soweit es möglich ist, damit er über das Serum spricht, daß er uns die Formel verrät, wenn er dazu in der Lage ist."

„Haben Sie nach den Formeln, die wir im Nachlaß Richards gefunden haben, experimentieren lassen, Doktor Eck?"

„Ja, Herr Geheimrat, man hat auch mit dem Serum gearbeitet, aber es zeitigte nicht die gewünschten Ergebnisse. Irgend etwas fehlt daran."

„Sie dürfen nicht vergessen, Doktor Eck, daß auch in der Hand Doktor Seligers das Serum nicht bei jedem angeschlagen hat. Man muß weiter probieren und versuchen."

„Das geschieht ja auch, aber vergessen Sie die Frage nicht,

Herr Geheimrat, es ist so unsagbar wichtig für die Menschheit."

* * *

Richards Gesicht ist unbeweglich wie immer, aber dem Geheimrat scheint es, als wenn es etwas entspannt ist.

Frau Felicitas zieht Frau Rogaller in ein Gespräch. Der Geheimrat hat sie darum gebeten, und die Amerikanerin ist ihr dankbar dafür. Sie fühlt sich förmlich durch die freundliche, gütige Art der Frau des Hauses entlastet.

Zwei Augenpaare aber beobachten unauffällig Richard. Spielt er Komödie oder nicht?

Plötzlich sagt Richard: „Wo ist Anna?"

„Frau Anna ist heute mit ihrem Buben zum Hochamt", antwortet der Geheimrat.

Da verzerrt sich jäh Richards Gesicht und wieder einmal spricht aus ihm unverhaltener Haß, als er zischt: „Mit dem Domkantor!"

„Wie geht es Corinne?" fragt Richard dann plötzlich.

Frau Rogaller zuckt zusammen. Sie wagt nicht, ihm die Wahrheit zu sagen. „Corinne läßt dich herzlich grüßen. Sie ist abgereist, sie will eine Kur unten in Ägypten durchführen. Sie hofft, daß sie dann gesund wird, so wie du gesund werden wirst, mein Sohn."

Richards Gesicht zeigt keine Spur von Aufregung. Er nickt gleichmütig.

„Und Alf ... wohnt er noch im Domspatzenhotel?"

„Nein, er ist gestern mit Direktor Severin ausgezogen. Er ist doch beinahe vom Blitz erschlagen worden und war krank."

Aber das scheint Richard alles nicht zu interessieren. Sein Gesicht bleibt vollkommen unbeweglich.

„Und wo ist er jetzt?" fragt Richard wieder.

„Der Herr Domkantor hat eine Aussprache mit ihm gehabt, und daraufhin ist er mit Direktor Severin nach Pinnigau gezogen. Sie wohnen dort im Gasthaus."

Und damit erschöpft sich Richards Redefluß. In der ganzen Stunde, die Frau Rogaller noch bei ihm ist, sagt er kein Wort mehr.

* * *

Die Domspatzen haben sich, als sie heute vom Hochamt zurückgekommen sind, angelegentlich über die Therese und den Toni unterhalten. Für sie ist es eine ausgemachte Sache, daß der Toni Eipacher die Therese Staibner heiratet, und sie streiten sich jetzt, wer einmal Pate sein wird, wenn ein Kindl das Licht der Welt erblickt hat.

Alle möchten sie am liebsten Pate werden, und jeder hat natürlich einen besonders schönen Namen für das Kind, für den Buben, denn es ist ihnen selbstverständlich, daß es ein Bub sein muß.

Nur der Alisi meint, daß es ein Mädchen sein wird. Aber er steht allein auf weiter Flur mit seiner Meinung. Die Buben, die großen wie die kleinen, alle tippen sie auf einen Buben. Dutzende von Namen schwirren durch die Luft, aber als plötzlich der Zach meint, daß der Bub Stephan heißen müsse, da sind sie sich alle miteinander sofort einig.

Als dann Ludwig Seidemann, der sich langsam von seinem Schmerz wieder erholt hat, sagt: „Wir Domspatzen werden, will's Gott, alle gemeinsam Pate sein", da sind sie von der Lösung restlos erfreut und damit einverstanden.

Herr von Autenaar, der neben den Domspatzen einhergeht, hat schmunzelnd das Gespräch verfolgt. Die Anteilnahme der Buben am Geschick des Paares freut ihn. Sie sind ihm in der Zeit so ans Herz gewachsen, daß er manchmal wünscht, die Ferien möchten noch viel, viel länger sein.

Nur mit dem Domkantor ist er jetzt gar nicht zufrieden. Er und Frau Anna, die am Ende des Zuges wandern, sind so seltsam ernst, und der Herr von Autenaar weiß ihr Wesen nicht zu deuten.

* * *

Und langsam kommt die Nacht. Abermals zieht die Stille ein im Domspatzenhotel wie auch im Doktorhause.

Frau Antonie hat noch einmal nach dem Kranken gesehen und festgestellt, daß er tief und fest schläft.

Freundlich sagt sie daher zur Schwester Bertha: „Der Herr Geheimrat meint, daß Sie heute einmal gründlich ausschlafen können, Fräulein Bertha. Eine Nachtwache ist nicht nötig."

Schwester Bertha atmet erfreut auf, und sie läßt es sich nicht zweimal sagen.

Frau Antonie aber beschließt, dreimal in der Nacht nach dem Kranken zu schauen. Er hat außerdem die Möglichkeit, sie jederzeit durch ein Klingelzeichen herbeizurufen.

Sie sagt den Männern „Gute Nacht" und legt sich schlafen.

* * *

Im Zimmer des Geheimrats ist noch lange Licht.

Robert von Kahr und Dr. Eck sprechen sich aus. Machtvoll lebt noch einmal die Vergangenheit in den Worten des alten Mannes auf. Lange erzählt er, spricht von seinen Söhnen, und alle Qual der Jahre bricht in ihm durch. Hilflos steht er vor einem Berg von Leid, den er nicht bezwingen kann.

Er ist fast einer Erschöpfung nahe, als er mit den Worten schließt: „Was soll ich tun? Was soll ich tun? Handle ich richtig? Kann ich es Richards Mutter vorenthalten? Ist es nicht Sünde, daß ich ihr alles verschweige? Und Anna? Muß sie es nicht wissen, ist es nicht meine Pflicht, zu sprechen? Warum antworten Sie mir nicht, Doktor Eck? Helfen Sie mir doch!"

„Die Antwort, Herr Geheimrat, die ich Ihnen geben kann, die kann sich auch der Arzt Robert von Kahr selbst geben. Das erste Recht hat der Lebende!"

„Richard lebt ja."

„Ja, noch lebt er, noch ist er halbwegs bei Verstand. Aber Sie wissen doch genau so wie ich, daß es nur eine Frage von Tagen oder Wochen ist, bis der Zustand des geistigen Todes erreicht ist, und ich möchte sagen, daß sich Richard in seinen lichten Momenten darüber genau so klar ist. Er war schließlich auch einmal Arzt, und kein schlechter. Wenn Sie jetzt bekennen, Herr Geheimrat, wenn Sie Frau Rogaller und Frau Anna die erschütternde Wahrheit sagen, so werden Sie schuldig sein an den Lebenden, die ihre Pflicht dem Leben gegenüber noch zu erfüllen haben."

„Ja, ja, aber ist es nicht unbarmherzig, handele ich nicht schlecht meinem Sohne gegenüber?"

„Herr von Kahr, hier muß alles zurückstehen, hier gibt es nur eins: So handeln, wie Sie als Arzt handeln können. Sie müssen alle Rücksicht auf die Lebenden nehmen."

„Ich soll Richard opfern!"

„Nein und abermals nein. Glauben Sie mir, Herr Geheimrat, wenn ich einen Weg sehe, Richard zu helfen, ihn wieder gesund zu machen, wahrhaftig, ich würde es tun. Aber es gibt keinen Weg, das wissen Sie, der Arzt, am besten."

Die Männer ahnen das Entsetzliche nicht, daß Richard draußen an der Tür steht und jedes Wort, das sie gesprochen haben, gehört hat.

Sein Geist ist zerstört, aber noch so viel lebt und arbeitet, daß er alles sinngemäß verarbeiten kann.

Seine Züge sind verzerrt. Ein infernalischer Haß leuchtet in seinen Augen auf, und leise geht er in sein Zimmer zurück.

* * *

Das Schlafzimmer des Geheimrats befindet sich direkt über seinem Arbeitszimmer.

Mitten in der Nacht wird Kahr mit einem Male munter.

Klang das nicht, als wenn in seinem Arbeitszimmer ein Stuhl umgefallen war?

Er lauscht. Nein, es ist alles ruhig, er muß sich getäuscht haben.

Und er schläft wieder ein, aber eine Stunde darauf klopft es plötzlich heftig gegen seine Tür.

Schlaftrunken und erschreckt fährt der Geheimrat empor.

„Was ist?" ruft er.

„Herr Geheimrat", hört er Frau Antonies erregte Stimme. „Das Bett des Kranken ist leer. Richard ist fort."

Kahr zuckt zusammen. Um Gottes willen, was hat das zu bedeuten?

Er erhebt sich schweratmend. „Ich komme sofort, Frau Antonie. Wecken Sie bitte Ihren Gatten."

Nach wenigen Augenblicken ist er unten, stößt mit Dr. Eck und Frau Antonie zusammen und stellt fest, daß es tatsächlich so ist, wie Frau Antonie gesagt hat.

Das Bett ist leer. Er reißt den Schrank auf und stellt auch fest, daß Richards Sachen fehlen.

Man sucht in allen Räumen des Hauses nach Richard. Man forscht im Garten nach ihm, aber nirgends ist eine Spur von ihm zu finden.

„Was hat das zu bedeuten?" stöhnt der Geheimrat auf.

Plötzlich denkt er an das Geräusch, das er in der Nacht hörte, und läuft nach seinem Arbeitszimmer. Er reißt die Schublade auf, in der er seinen Revolver immer aufbewahrt hat. Stößt einen Schrei aus, denn das Fach ist leer, die Waffe ist verschwunden.

Der Geheimrat begreift nicht gleich, aber als er dann verstanden hat, da zittert er am ganzen Leibe.

„Wir müssen etwas tun, Doktor Eck. Ich bitte Sie, telefonieren Sie mit dem Wachtmeister in Pinnigau. Er soll Leute mobilmachen, die nach ihm suchen! Und sprechen Sie mit dem Domkantor. Ihm gilt ja aller Haß Richards. Er soll auf dem Posten sein, und er soll wachen, daß ihm kein Unheil geschieht."

Er erinnert sich, daß Richard Rogaller einmal einen Blick in das Schubfach getan hat und dabei sicher die Waffe gesehen hat.

„Mein Revolver ist fort", sagte er, „niemand anders als Richard kann ihn an sich genommen haben. Er wird sich töten."

„Vielleicht", entgegnete Dr. Eck nachdenklich, „vielleicht aber auch ... die anderen, die er haßt."

(Fortsetzung folgt)

Zwischenspiel an der Küste

Erzählung von Konrad Seffert

Sie hatte nur ein paar Monate auf der Farm ihres Bruders in Ost-Afrika bleiben wollen. Aber es war ein Jahr vergangen, ehe sie sich zur Heimreise entschloß. Und nun fuhr sie zurück zur Küste, durch Akaziensteppe, Busch und Palmenwald.

Die Sonne hing unbarmherzig über Gebirge und Ebene, sie zerknetete die Dächer der kleinen Wagen des Zuges. Selbst die Nacht brachte kaum etwas Abkühlung, die Palmen gaben keinen Schatten. Der sengende Wind strich vom Land zum Meer hin. Sie roch den Ozean erst, als sie ihn sah und an einem strahlenden Morgen in den kleinen Bahnhof der Hafenstadt einfuhr.

Zwei Tage hatte sie im Zug gesessen, und einen Tag hatte sie nun noch Zeit für die Stadt am Meer, die weiß und grün war, angefüllt vom Lärm des Hafens und vom Atem des unwirklich blauen Ozeans.

Sie konnte von der breiten Veranda ihres Hotelzimmers das Meer sehen, auch wenn sie im Streckstuhl lag. Sie blickte lange in das glitzernde Blau des Ozeans, in das eherne Blaugrau des hohen Himmels, in das Blaugrün der Palmen. Das Rauschen des Meeres kam verhalten bis zu ihr herauf.

Beim Diner saß ein junger Engländer an ihrem Tisch, ein sehr junger Engländer mit einem gesunden Knabengesicht und mit gesundem Appetit. Sie freute sich über seinen Appetit. Vielleicht lächelte sie. Vielleicht lächelte sie ihm zu. Er errötete bis zu den Ohrläppchen, als ihr Blick seine Augen traf.

Aber dann begann er bald zu erzählen. Bill hieß er. Sie erfuhr, daß er Wege ausmaß, hier in Afrika, belangloses Zeug, lächerlicher Kram war das für ihn. Sie saßen ein paar Stunden zusammen, und sie wußte danach alles von ihm, sie kannte seinen Glauben und seine Heimat, seine Eltern, seine Geschwister und sein Alter, sein Einkommen, seine Ersparnisse, die Tücken seines Autos, seine geheimen Wünsche und Sehnsüchte. Bill erzählte. Sie hörte zu. Sie unterbrach ihn nicht. Sie fragte nicht. Manchmal nickte sie. Manchmal lächelte sie. Und er gestand ihr, daß er noch nie in seinem jungen Leben eine Frau kennen gelernt hatte, die so wunderbar zuhören konnte, wenn er erzählte.

Er lud sie zu einem Autoausflug am Meer entlang und danach zum Tee ein für den Nachmittag. Er saß vor ihr, knabenhaft, rot vor Aufregung und Erwartung. Sie lächelte ihn an und sagte weder nein noch ja. Und er las aus ihrem Schweigen und Lächeln ihre Zustimmung. „Gut!" meinte er nur, reichte ihr die Hand und verließ die Terrasse mit ein paar jungenhaften Sprüngen. Sie sah ihm lange nach. —

Am Nachmittag, als das erste Ahnen der Abendkühle vom Meer her durch die Palmen und über das Dach des Hotels strich, war Bill mit seinem Wagen da. Er hupte wie verrückt und nahm dann die Treppe der Terrasse in zwei Sätzen. Er hüpfte vor Freude, als sie, noch immer schweigend und lächelnd, neben ihm zu seinem Wagen schritt, er plapperte das dümmste Zeug durcheinander. Sie kam sich beinahe vor wie seine Mutter, obwohl der Altersunterschied zwischen ihnen gar nicht so bedeutend war.

Sie fuhren durch die Straße, die vom Hotel zum Hafen hinunterführte. Der Staub hing als weiße, wehende Fahne an den Hinterrädern des Wagens. Sie bogen nach links ab, sie sah die große Sonne rot und violett tief überm Meer hängen, das in tausend Farben strahlte, Bill sah die Herrlichkeit des Himmels und der Erde nicht.

„Langsamer, viel langsamer!" gebot sie. Bill gehorchte. Sie lehnte sich weit zurück, sie atmete tief und fühlte sich glücklich. Mit diesem kleinen Zwischenspiel vor der Abfahrt hatte sie nicht gerechnet.

„Noch langsamer!" sagte sie halblaut mit geschlossenen Augen, und sie ließ es zu, daß der große kleine Bill, der neben ihr saß, ihre Hand suchte, drückte und lange in der seinen hielt.

Dann wendete Bill. Sie fuhren unter uralten Riesenbäumen entlang und ein wenig später durch das lärmende, tobende Gewühl des Eingeborenenviertels mit seinen tausend aufregenden, entsetzlichen, lockenden, fremden Gerüchen und Düften. Und kurz danach hielten sie, hinter einem Wall von Grün und großen gelben und roten Blüten, vor dem kleinen Haus Bills. Der Teetisch war gedeckt. Kristall und Porzellan leuchteten weiß, golden und blau vom Damast der Decke herauf. Der Schirm der Lampe hüllte das kleine Zimmer in Halbdunkel, nur der Tisch lag im Licht. Riesenblüten standen schwer und duftend in einer bauchigen Vase neben Gebäck. Ein Boy brachte den Tee und verschwand lautlos.

Es war ganz still im Raum, als die beiden in den Sesseln saßen. Sie goß den Tee in die Schalen. Bill stand auf, ging zur Tür, schloß sie, war mit einem Satz wieder bei der Frau, riß sie hoch, küßte sie lange. Sie sah, unter den halbgeschlossenen Lidern hervor, wie sein Knabengesicht eckig und kantig wurde, sie wollte sich wehren, sie bekam die Arme nicht frei.

Als sie sich endlich wieder bewegen und wieder sprechen konnte, hatte sie einen roten Kopf. Bill auch.

„Was fällt Ihnen ein!" schrie sie ihn an, „Sie sind kein Gentleman!" Und da tat ihr das Schreien schon leid. Wenn er nur wenigstens etwas gesagt hätte! Aber Bill stand da, bewegungslos, zerschmettert, er wagte es nicht, sie anzusehen. Der Tee dampfte aus den Schalen in langen, lichten Spiralen zum Schirm der Lampe hoch.

Einen Augenblick stand sie still, dann nahm sie Tasche und Hut und lief zur Tür. Bill sauste an ihr vorbei, öffnete die Tür, ging schweigend, mit gesenktem Kopf, neben ihr her, zu seinem Wagen. Er öffnete den Schlag, sie stieg ein, er fuhr sie durch den Abend, der voll war vom Gezirp der großen Grillen, zum Hotel zurück. Sie sprachen beide kein Wort auf dieser Fahrt, die ihr endlos zu sein schien. Wortlos auch reichte sie ihm die Hand. Sie ging in ihr Zimmer. Sie warf sich aufs Bett und weinte jämmerlich.

Am anderen Morgen lag der deutsche Dampfer im Hafen, weit draußen, weiß, elegant, wie ein Gruß aus der Heimat. Sie sah lange hin. Sie würde mit diesem Dampfer wegfahren. Sie würde nicht mehr an Bill, an den Knaben Bill denken, der sie geküßt hatte in Afrika, einen Tag vor der Abfahrt des Dampfers nach Europa. Niemand sonst hatte sie in Afrika geküßt. Nur der Knabe Bill.

Sie dachte immer wieder daran, wie dumm sie sich gestern benommen hatte. Sie hatte sich ja — vielleicht — ganz anders benehmen wollen. Sie wußte es nicht genau. Und dann fand sie, daß nicht nur Männer, sondern auch Frauen zu Barbaren,